

## Von Mut und Möglichkeiten

### *Eine Generation der Nesthocker? Junge Berufseinsteiger jenseits von Rebellion und Weltverbesserung*

Lassen Sie mich kurz zusammenfassen, welche Ausgangssituation junge Menschen auf der Suche nach einem Arbeitsplatz vorfinden. Ich habe dazu einige Soziologinnen und Soziologen bemüht, habe ihre Ausführungen über die Jugend knapp zusammengefasst, werde dann einen kurzen Ausflug zum Thema Mut machen und über Möglichkeiten nachdenken, wie Unterstützung für Jugendliche in der heutigen Zeit aussehen kann, um die Orientierung nicht zu verlieren.

Heute wird an Beschäftigte aller Altersgruppen der Anspruch gestellt, flexibel und mobil zu sein, wobei sie gleichzeitig Sicherheiten verlieren. Der Übergang zwischen Ausbildung und Erwerbsarbeit gestaltet sich immer aufwändiger und weniger gradlinig. Die Lebensphase Jugend hat sich deutlich verlängert. Jugendliche kommen früher in die Jugendphase hinein, oftmals bereits mit zwölf Jahren, gleichzeitig schiebt sich der Zeitpunkt der Selbständigkeit weiter hinaus. Die Lebensphase kann so fünfzehn und mehr Jahre dauern, die damit verbundene Unsicherheit hält an.

Die soziologische Forschung spricht von einer Individualisierung der sozialen Strukturen. Laut der vorherrschenden Leistungsphilosophie hat es jeder und jede Einzelne in der Hand, was aus ihm oder ihr wird. Erfolg oder Versagen ist vom individuellen Verhalten abhängig. Die Chancen sind trotz großer Anstrengungen und auch mit hochwertigem Schulabschluss nicht gleich. „Wird ein Abschlusszeugnis mit hohem Tauschwert im Beschäftigungssystem nicht erreicht, sind Frustrationen für die Selbstdefinition und Belastungen für das Selbstwertgefühl vorgezeichnet“, sagt der Sozialwissenschaftler Klaus Hurrelmann. Es entstehe ein hoher Entwicklungsdruck für die sehr persönliche Gestaltung des eigenen Lebens.

Die junge Generation strebt heute nach einem Job, einer Familie und einem annehmbaren Lebensstandard. Sie streben nicht nach Utopien, sondern konzentrieren sich auf das Realisierbare. Sie haben keinen Entwurf von der Welt, wie sie sein sollte, sondern nehmen diese so hin, wie sie ist. Es ist eine Generation, die sich nach Sicherheit sehnt und dafür einiges in Kauf nimmt.

Veränderung ist in der heutigen globalisierten Welt die einzige Konstante. Darum streben viele Menschen nach Planungssicherheit. Die Sicherheit wird im Finanziellen gesucht, aber auch im sozialen Netzwerk. Wer als Berufseinsteiger oder -einsteigerin über kein schützendes soziales Netz, wie zum Beispiel Familie verfügt, lebt oft am Rande der Armut.

Was beunruhigt, ist die Auflösung altbekannter Normalität. Gesellschaftliche Teilhabe und die damit verbundenen Aufstiegschancen sind keine Selbstverständlichkeit mehr, wie es zum Beispiel der Gründungsmythos der Bundesrepublik vorgab. Da hieß es: Alle haben eine Chance, niemand muss außen vor bleiben. Die beiden Nachkriegsgenerationen im Wirtschaftswunder schafften noch den sozialen Aufstieg. Eine zentrale Rolle spielte dabei das Bildungssystem, das vielen einen Milieuwechsel ermöglichte und eine selbstbestimmte Lebensweise unterstützte.

Heute sind die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen andere. Bildung und Wissen führen nicht automatisch zu Status und Ansehen, sagt die Soziologin Cornelia Koppetsch. Es gibt wenig Haltepunkte. Dadurch, vermutet Koppetsch, entsteht der Trend der Jugend zur Tradition, zur Sicherheit, zu etwas Bleibendem. Der Wind weht schärfer, Erfolge sind schwer abzusehen. Wer in den modernen Talentbörsen aufsteigt und wer nicht, ist nicht klar erkennbar. Die Berufsbiografie hat keine klaren Etappen mehr, es erscheint wie ein Spiel, in dem offen bleibt, wer Gewinner und wer Verlierer ist. Die globale Arbeitswelt spielt mit und lässt sich nicht in die Karten schauen.

Kann es sein, dass trotz der vielen Möglichkeiten auf dem Markt, die Möglichkeiten der selbstbestimmten Lebensführung abnehmen, statt zu wachsen? Im globalen Kapitalismus drohen die Gestaltungsspielräume und die Freiheitspotentiale des Individuums radikal zu erodieren, sagt Koppetsch. Jede und jeder will im Rennen bleiben und muss danach das eigene Leben gestalten. An einen autonomen Lebensentwurf ist dabei oft nicht mehr zu denken. Um konkurrenzfähig zu bleiben, ist es notwendig, sich an kurzfristigen Optionen zu orientieren. Klaus Hurrelmann betont, dass das Leben in struktureller Unsicherheit zu einem selbstbezogenen Verhalten führt, zum persönlichen Optimierungsstreben. Junge Menschen seien aus dem Grund „Ego-Taktiker\*innen“.

Die Optimierungslogik der Wirtschaft hat Einzug gehalten ins Private: Lebensentscheidungen werden zu einer fortlaufenden Abwägung von Gewinn, Verlust und

Risiko. Das Investment in die eigenen Fähigkeiten verspricht Kontrolle, sagt die Sozialwissenschaftlerin Vera King. Und der französische Soziologe Alain Ehrenberg nennt es „Vorstandsvorsitzender seiner selbst“ zu sein, eine „Ego-Unternehmerin“, die sich ständig neu erfindet. Sie sammeln Kompetenzen.

Es scheint einen großen Umbruch gegeben zu haben: während es Unzufriedenen bis in die Achtzigerjahre vor allem um die Verbesserung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen ging, konzentrieren sich Optimierungsbemühungen heute auf den Einzelnen und die Einzelne. Das Statussymbol der heutigen Zeit ist die Ego-Performance, die Inszenierung im Freundeskreis, im Lebenslauf, im Facebook-Profil oder bei Instagram. Immer neue Selfies.

Der kanadische Philosoph Charles Taylor beschreibt es so: „Die dunkle Seite des Individualismus ist eine Konzentration auf das Selbst, die zu einer Verflachung und Verengung des Lebens führt, das dadurch bedeutungsärmer wird und das Interesse am Ergehen anderer und der Gesellschaft mindert.“ Die ständige Selbstbeobachtung, Selbstbeschäftigung und Selbstbezüglichkeit schaffe ein Gefühl des Selbstüberdrusses und steigere letztlich die Selbstentfremdung. Denn das Individuum schöpfe seine Identität nicht aus sich allein, sondern immer auch in Interaktion mit anderen, in der Begegnung, in dem Gefühl gegenseitiger Abhängigkeit und sozialer Bindung.

Cornelia Koppetsch sagt dazu: „Globalisierung entlässt den Einzelnen nicht in größere Freiheit, sondern verweist ihn an seine Herkunftsbindungen und damit in die Abhängigkeit von Klasse und Stand zurück.“ Wenn der Staat die soziale Sicherung nicht vorhält und die Flugrichtung der Individualisierung immer zufälliger wird, bleibt nur der Rückzug ins Vertraute. Der Wunsch nach Kontrolle bekommt Suchtcharakter. Scheitert die Selbstoptimierung, wird dies als persönlicher Makel gesehen. Wie hoch kann der Einsatz im Spiel des Lebens sein und wo gibt es die nötige Sicherheit?

Die folgenden Generationen wachsen zu sehr viel schlechteren Bedingungen in das System hinein, trotz höherer Qualifikation, mit viel kleineren Gehältern und ungesicherten Beschäftigungsverhältnissen und abschließend auch geringeren Renten. Die jungen Generationen verfügen weder über einen schwachen Charakter noch über geringe Fähigkeiten. Es erfordert ihre ganze Kraft, im Rennen zu bleiben. Sie müssen Optionen und Gelegenheiten erkennen und ergreifen können. Dazu bedarf es viel Urteilskraft und Flexibilität.

Wer dazu nicht in der Lage ist, wird laut Aussage des Soziologen Hartmut Rosa zum „Drifter“ statt zum „Surfer“, er schafft es nicht, die unkontrollierbaren Wellenkämme erfolgreich zu reiten, sondern wird von Wind und Wellen hin und her geworfen. Die Älteren unterschätzen den Kraftaufwand, den die jüngere Generation betreiben muss, um sich auch nur „über Wasser“ zu halten. Die mobilisierten Energien dienen nicht mehr der autonomen Selbstbestimmung, sondern sollen die individuelle Konkurrenzfähigkeit steigern.

Doping für den Beruf: Um einen Arbeitsplatz zu finden, um die eigene Berufung zu finden investieren immer mehr Menschen in Bildung. Eltern fördern und fordern ihre Kinder vom Kindergarten an aufwärts: Musikunterricht, Fremdsprachen, später in die Privatschule, dort schon Auslandsaufenthalte, Studium an der Eliteuniversität. Wenn immer mehr Menschen in höhere Bildung investieren, werden herkömmliche Bildungswege entwertet. Cornelia Koppetsch spricht von einem „Überbietungswettbewerb“: Unternehmen entscheiden sich für Auszubildende mit Abitur, wer weniger hat als ein Abitur bekommt nichts ab, Universitäten werden in Klassen eingeteilt und gewertet. Wir streben nach oben, dabei rutscht die Mehrheit nach unten. Die Berufsaussichten für den Einzelnen und die Einzelne werden dadurch nicht unbedingt besser. Man muss ständig aufrüsten, hat aber wenig davon. Hinter der Explosion der Möglichkeiten scheint die Persönlichkeit zu verschwinden.

Orientierung erfordert Mut, den Mut andere Wege zu gehen. Mut bedeutet, dass man sich traut, beherzt etwas zu wagen, sich in eine gefahrenhaltige, mit Unsicherheiten verbundene Situation zu begeben. Der Wortstamm kommt aus dem Indogermanischen, von mo, was so viel heißt wie: Sich mühen, starken Willens sein, heftig nach etwas streben. Es umfasst die Kraft des Denkens, des Empfindens und des Wollens.

Mut ist laut Wikipedia eine Charaktereigenschaft, die dazu befähigt, sich gegen Widerstand und Gefahren für eine Sache einzusetzen. Mut erfordert die Entschlusskraft, nach sorgfältigem Abwägen etwas Unangenehmes oder Gefährliches zu tun oder zu verweigern. Beides kann mit Nachteilen für die eigene Person verbunden sein. Um mutig zu handeln brauchen wir Wertbewusstsein, eigenständiges Denken, charakterliche Stärke und Durchsetzungsvermögen.

Bei Wikipedia heißt es abschließend: „Die Eigenschaft Mut und ihre Umsetzung in mutiges Verhalten sind individuell unterschiedlich angelegt und nicht für alle Lebensfelder und Situationen gleichermaßen abrufbar. Beide aber sind erlernbar

und als Merkmal einer ausgereiften Persönlichkeit, wie für ein selbstbestimmtes Leben, erforderlich. Sinnvolle Mutproben sind nach den Erkenntnissen der Entwicklungspsychologie keine kindischen Spielereien und unnützen Gefährdungen. Sie tragen wesentlich zur Formung der Persönlichkeit, zur Verfolgung eigener Lebensziele, auch gegen Widerstände, und zu einem selbstbewussten Auftreten bei.“ Das sollten wir uns für unsere Unterstützung merken!

Orientierung erfordert immer Mut. In der heutigen Zeit bedeutet Berufsorientierung, die gelingen soll, sich gegen den Mainstream zu stellen, nicht schneller, höher, weiter, sondern vielmehr bedachtes Hinschauen, Hinspüren und in die Tiefe tauchen. Das braucht allerdings viel Mut und beherzte Unterstützung, zum Beispiel von Menschen, wie Sie es sind.

Wie fassen wir Mut? „Dächte der Taucher immer nur an den Hai, bekäme er nie eine Perle in die Hand.“, schrieb der persische Dichter Sa‘di im dreizehnten Jahrhundert. Zum einen hilft wohl die Ausrichtung der Gedanken, es ist aber ebenso notwendig aus dem Denken ins Handeln zu kommen. Leonardo da Vinci nannte es so: „Die Erfahrung wird meine Herrin sein.“ Wir müssen uns also in der Realität ausprobieren. Manchmal müssen wir die Strategie ganz herum drehen: erst handeln, dann überdenken.

Die Belgierin Laura van Bouchout machte ein Experiment: sie wurde zum Job Shopper, nahm sich vor, in dem Jahr bevor sie dreißig wurde dreißig Jobs auszuprobieren und dann zu schauen, was sie begeistert. Sie behielt ihren Teilzeitjob, um Geld zu verdienen und nutzte die verbleibende Zeit, um in verschiedene vermeintliche Traumjobs reinzuschnuppern. Sie „war“ Modefotografin, Hotelkritikerin, Kreativdirektorin in einer Werbeagentur, Besitzerin einer Katzenpension, Mitglied des Europäischen Parlaments, Geschäftsführerin eines Recyclinghofs und Leiterin eines Jugendhotels. Sie beschreibt es als „Dating“ und ähnlich, wie bei der Suche nach dem Lebenspartner oder der Partnerin, sei es nicht hilfreich, Kriterien aufzustellen, wie der Mensch sein sollte, mit dem man zusammen leben möchte. Genau so sei es auch mit der Arbeit, viel wichtiger sei es, dass ein Funken überspringen würde.

Lara von Lüpke, im letzten Jahr hat sie unsere Tagung an großen Plakatwänden dokumentiert, bezeichnet sich als Wissensnomadin. Sie brach auf zu einer fünfmonatigen „Learning Journey“ durch die USA. Sie wollte wie ein Zimmermann auf der Walz sein. Sie hat in dieser Zeit den „Bachelor im Ich-selbst-Sein“ erlangt, hat

gelernt, ihrer Intuition zuzuhören und sich von dem Bedürfnis nach „linearer Sicherheit“ verabschiedet. Sie sagt, dass oftmals erst viel später klar wurde, was sie gelernt hat. Hilfreich sei es, den Zweifel am eigenen Weg als treibende Kraft anzunehmen und ihn zur Reflexion zu nutzen. Den Lernprozess stetig zu dokumentieren, um sich selbst und anderen mehr Klarheit zu verschaffen. Die Verbindung zu anderen Bildungsforschern und Wissensnomadinnen zu knüpfen.

Eine Lebenshaltung, die spielerisch mit der Suche umgeht, die Experimente liebt, neugierig macht ist wohl hilfreich. Dann kann die Dynamik entstehen, aus der sich Neues ergibt, was wieder zum Nachdenken anregt. Das Neue bekommt dann einen Reiz. Rainer Maria Rilke hat gesagt: „Wenn die Sehnsucht größer ist, als die Angst, wird der Mut geboren.“

Wir müssen raus aus der „psychologischen Zwangsjacke“, wie es der Autor und Philosoph Roman Krznaric beschreibt. Unser soziales Milieu bestimmt unsere Weltanschauung, wenn wir uns immer nur mit den gleichen Menschen umgeben, verstärken wir unsere Prioritäten und Wertvorstellungen immer und immer wieder, ohne sie zu hinterfragen.

Der Schriftsteller Leo Tolstoi schrieb: „Die meisten Menschen halten sich instinktiv an den Kreis der Menschen, die ihre Ansichten über das Leben teilen und darin denselben Platz einnehmen.“ Wann haben wir das letzte Mal einen Nachmittag mit einem Bienenzüchter verbracht? Man sollte also die Peer-Group wechseln, Menschen treffen, die andere berufliche Erfahrungen gemacht haben und deren Alltagsleben sich deutlich von unserem unterscheidet.

Der Soziologe Aaron Antonovsky hat sich viel mit der Gesunderhaltung des Menschen beschäftigt und den Faktoren, die für ein stimmiges Leben entscheidend sind, er fragt: „Wie wird man, wo immer man sich im Fluss befindet, dessen Natur von historischen, soziokulturellen und physikalischen Umweltbedingungen bestimmt wird, ein guter Schwimmer?“

Für die Begleitung ist es wichtig, die reale Lebensperspektive junger Menschen zu beachten und ihnen nicht zu früh eine konkrete Berufsfestlegung aufzudrängen. Angebote zur Unterstützung sollten sich auf Selbstfindung und Stärkenanalysen konzentrieren, weniger beraten, mehr gezielt fragend begleiten, sagt Hurrelmann. Denn ohne die subjektive Leistungsmotivation und ohne die Bereitschaft zu lernen, lässt sich kein Berufserfolg erzielen. Die Begleitung sollte sensibel und liebe-

voll auf die Bedürfnisse und Lebenslagen der Jugendlichen eingehen, sollte kognitive, soziale und handlungsorientierte Bildung der Persönlichkeit anbieten. Es interessiert der Mensch als Ganzes, die gesamte Lebensgeschichte eines Menschen. Welche Ressourcen stehen dieser Person bei der Bewältigung der Herausforderungen zur Verfügung? Welche Unterstützung braucht es, um die Ressourcen zu aktivieren?

Jugendliche haben in der Phase der Orientierung ein hohes Bedürfnis nach sozialer Sicherheit. Unterstützung kann daher durch eine klare und zuverlässige Haltung geschehen. Verlässlichkeit und Berechenbarkeit, Beständigkeit und Zuwendung sind gefragt, ebenso wie eine klare Struktur. All diese Aspekte vermissen Jugendliche in ihrem Alltag immer mehr.

Das Kernstück der Salutogenese, der Gesunderhaltung, wie Antonovsky sie beschreibt, kommt hier zum Ausdruck: das Kohärenzgefühl als ein genereller Einstellungsfaktor zu sich selbst und der Außenwelt, die Welt in logischen, zusammenhängenden und nachvollziehbaren Gedankengängen zu sehen, also eine Verstehbarkeit der eigenen Um- und Innenwelt herzustellen. Wann fühle ich mich mit meiner Umwelt stimmig verbunden? Mit meinen nächsten und wichtigsten Mitmenschen? Im Beruf, in der Kultur, mit meinem Wertesystem und meinem Glauben? Besteht Stimmigkeit zwischen Bedürfnissen, Idealen, Wünschen, Verhalten, Gefühlen und Gedanken? Der Mensch muss sein Leben verstehen können, das Gefühl haben, seine Herausforderungen mit Hilfe der eigenen Ressourcen handhaben zu können und den Sinn in all dem Tun sehen. Es geht um individuelle Ressourcenstärkung junger Menschen und um das Schaffen sicherer Räume und Unterstützungsangebote.

Wer sich orientieren will sollte erstmal eine Liste machen, die erfasst, was man hat, was da ist. Eine Inventur der Kompetenzen, der Potentiale, ein Handwerkszeug, auch der Wünsche und Träume. Das lateinische Wort *invenire* bedeutet so viel wie *etwas finden, auf etwas stoßen*. Die Inventur ist also mehr als nur ein Verzeichnis dessen, was da ist. Sie zeigt auch das, was wir vergessen haben, was verschüttet und vergraben ist, unsichtbar.

Eine Inventur als Grundlage des Neuanfangs: Was habe ich? Was kann weg? Was belastet, was unterstützt? Was kann mehr in den Vordergrund?

Max Frisch hat die Innenschau so formuliert: „In meinem Falle setze ich an die erste Stelle, was ich Notwehr nenne: Versuchen, mit dem Leben fertig zu werden,

indem man Dinge benennt, die man vielleicht vor einem anderen gar nicht benennen kann.“

Früher herrschte Informationsmangel, heute Überfluss. Das verändert die Vorgehensweise. Viele Menschen fliehen vor dem Übermaß in die Nichtentscheidung und die führt weg von der Freiheit. Man kann nicht alle Informationen verwenden. Man muss sortieren. Aussortieren heißt aber nicht nach Ausschlussprinzip möglichst viel wegzustreichen. Dabei kann Wesentliches verloren gehen. Wie also gehen wir vor?

Im japanischen nennt man die achtsame Form, ein Problem durch hartnäckige und stetige Verbesserung zu lösen „Kaizen“. Ruhe, Geduld und Sorgfalt sind angebracht, um die „Strategie der kleinen Schritte“ zu nutzen. Methoden des Achtsamkeitstraining sind heute sehr in Mode und durchaus sinnvoll, weil sie ruhiges, konzentriertes und wertneutrales Beobachten schulen.

Wir sollten auch den „Raum des Nichtwissens“ nutzen, uns in Ruhe umschaun in dem Vertrauen, dass sich die Lösungen auch zeigen, wenn wir ein wenig auf sie warten. Es gibt nun mal keine Patentrezepte, Zauberformeln und Geheimtipps für jedes Problem und jeden Weg! Nutzen Sie diese beiden Tage auch dafür: einfach nur zu schauen, da zu sein, neugierig und offen, ohne gleich Ideen zu entwickeln, wie es weitergehen kann.

Was gibt mir die Freiheit zu entscheiden? Freiheit ist erstmal Unordnung, ist Vielfalt, auch mal Chaos. Und wird deshalb abgelehnt. Was aber macht uns frei? Könnte sein, dass wir auf der Inventurliste die falschen Sachen wegstreichen, weil wir nicht wissen, was uns befreit: Was ist zu viel? Wie viel ist genug? Was führt uns in ein eigenes, selbstbestimmtes Leben?

Freiheit heißt Gestaltung, heißt aber auch Arbeit. Die Freiheit des Wollens ist ein persönliches Programm. Das gilt oft als egoistisch, ist suspekt. Um aber frei entscheiden zu können komme ich an mir selbst nicht vorbei. Hannah Arendt beschreibt den Raum des Handelns als die einzige Wirklichkeit der Freiheit. Wer nicht handeln kann, ist nicht frei. Wie viel Freiraum des Handelns aber bleibt uns im Leben? Für persönliche Entscheidungen? Wie oft reagieren wir nur? Wo entscheiden wir tatsächlich selbst? Der Journalist und Autor Wolf Lotter fordert radikale Lockerungsübungen für die freie Entscheidungsfindung.



Und der österreichische Ökonom August von Hayek sagt: „Die Freiheit wird etwas Positives nur durch den Gebrauch, den wir von ihr machen. Sie sichert uns keinerlei bestimmte Möglichkeiten, sondern überlässt es uns zu entscheiden, was wir aus den Umständen machen, in denen wir uns befinden.“

Die Freiheit ist keine sichere Bank. Sie ist nicht garantiert. Sie braucht Menschen, die den Mut haben, etwas aus ihr zu machen. Sie gibt uns die Chance, unser Leben ändern und verbessern zu können. Wir können über sie verfügen. Freiheit schafft das Gefühl, das Leben im Griff zu haben, und das heißt: nicht vor der Komplexität zu kapitulieren. Nicht vor der Last der Entscheidungen einzuknicken. Sondern immer wieder eine neue Liste zu machen, eine Bestandsaufnahme und einen Ausblick.

Mit Unsicherheiten umzugehen, entwickelt sich daher mehr und mehr zu einer Kernkompetenz, die es zu lernen gilt: Ambiguität, der Umgang mit Unsicherheit. Der Sozialpsychologe Arie Kuglanski spricht von dem zunehmenden Wunsch nach „kognitiver Geschlossenheit“ und meint damit, dass Bedürfnis nach Antworten, die aus der Verwirrung führen. Statt immer weiter Informationen zu sammeln und sich gedanklich im Kreis zu drehen, scheint es mitunter sinnvoll, unseren „Verstand gelegentlich dichtzumachen“ in dem Wissen, dass all das, was wir bislang durchdacht haben, ausreicht. Dann können wir weitermachen. Ins Tun finden.

Es ist gut, ein denkender Mensch zu sein, aber wir sollten uns auch in die Welt begeben, experimentieren, vielleicht auch scheitern. Eine Existenz, die kein Scheitern kennt, die immer ruhig vor sich hinplätschert, ist laut der Philosophin Rebekka Reinhard per se eine gescheiterte Existenz. Nachdenken und Handeln gehören immer zusammen, das sei Lebenskunst. Es brauche Mut, um etwas zu wagen. Scheitern macht mich mit mir selbst bekannt.

Rebekka Reinhard schaut weit zurück in die griechische Philosophie. Die Stoiker sahen das Leben als Experiment an. Es gilt, sich immer wieder zu prüfen, nicht im Sinne von Optimierung, vielmehr um sich aus der Komfortzone raus zu wagen, in der wir uns zu gern aufhalten. Die Stoiker sagen, das Leben sei eine Übung, jeder Tag ein Neuanfang, ein neuer Versuch. Erschreckend sei heute, dass bei vielen jungen Menschen eine große Angst vor dem Experimentieren, Ausprobieren, vor der Freiheit besteht. Gerade in dem Alter, in dem es um Experimente geht, um Rebellion, wo ausgetestet werden sollte, was geht. Mit aller Freiheit.

Rebekka Reinhard: „Es kann für uns nicht darum gehen, die Welt so (dumm) zu verlassen, wie wir sie betreten haben. Sondern wir sollten uns nach Maßgabe unserer Möglichkeiten darum bemühen, die Welt ein bisschen weiser und besser zu machen. Wenn das gelingt, durch immer neues Versuchen und Üben, leben wir authentisch im besten Sinne.“

Mut ist demnach nicht immer ein lautes Gebrüll. Manchmal ist es auch eine leise Stimme am Ende des Tages, die spricht: „Morgen versuche ich es wieder.“ So sagt die Autorin und Künstlerin Mary Anne Radmacher.

Eine internationale Studienreihe hat belegt, dass eine heilsame Dosis Verwirrung, Neuartigkeiten und Fremdes uns offener auf den eigenen Alltag schauen lässt. Eine neue Sprache zu lernen oder sich mit moderner Kunst zu beschäftigen, soll zum Beispiel helfen, den eigenen Horizont zu öffnen. Dies kann über kulturelle Bildung geschehen.

Sherim Langhoff, Indendantin am Maxim Gorki Theater Berlin sagt: „Kunst verstehe ich wie Politik als Praxis zur gesellschaftlichen Veränderung. (...) Ich glaube fest daran, dass wir nur ein kleines Zahnrad sind, aber genau in dieser Orientierungssuche ein Ort, an dem man unideologisiert Fragen stellen und reflektieren kann (...).“

Und dann könne man mithilfe der Kunst Vorbilder kreieren und mit Erzählungen und Bildern andere Perspektiven schaffen und andere Möglichkeitsräume vorstellen. Sie sagt weiter: „Es ist die grundlegende intellektuelle Herausforderung an uns alle, an der wir immer wieder scheitern: es gibt da eine Welt, und ich entwickle meine individuelle, subjektive Perspektive darauf, und dann stelle ich fest, dass es Tausende andere Perspektiven auf ein und dieselbe Welt oder auf ein und dasselbe Problem gibt, und ich halte den Schmerz aus, dass mein Nachbar ganz anders denkt, und setze mich damit auseinander.“

Notwendig sei es, um Perspektiven zu verschieben, zu verändern und herauszufordern, Begriffe und Definitionen in den Raum zu stellen, Bilder und Vorbilder, die zum Hinterfragen und zum Diskutieren anregen.

#### Zum Weiterlesen

*Eva Maria Schnurr in: Lasst es gut sein! Der Spiegel Wissen Nr. 1/2016, S.14-17.*

**Von Mut und Möglichkeiten - Fachtagung zur Unterstützung von (beruflichen) Lebenswegen**

29. und 30. September 2016 im Stephanstift in Hannover  
Impulsreferat von Kirsten Feller, LKJ Niedersachsen e.V.

*Cornelia Koppetsch: Die Wiederkehr der Konformität, bpb Bonn 2015, S. 109-120 und „Freiheit ist kapitalistischer Mainstream“ Süddeutsche Zeitung Magazin, September 2015 und „Die Linke ist konservativ geworden“ Zeit online Kultur, Oktober 2014*

*Wolf Lotter: „Die Inventur“, brand eins Nr. 1/2016, S. 40-48.*

*Rebekka Reinhard in: Raus aus dem Grübelgefängnis, Der Spiegel Wissen Nr. 1/2016, S. 26-33.*